

FLEUR JAEGGY

Die Angst vor dem Himmel

ERZÄHLUNGEN



SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5428

Eine Mutter, die alle glücklichen Möglichkeiten ausschlägt, ihr ungeliebtes Kind wegzugeben; eine alte Frau, die sich am Selbstmord ihres Mannes berauscht; verwaiste Zwillingsbrüder, die dafür sorgen, dass niemand sie adoptieren will ... In sieben Erzählungen entwirft Fleur Jaeggy Wirklichkeiten von äußeren und inneren Zwängen, in denen sich die Menschen beunruhigend gut eingerichtet haben. Eingeeengt in Ehen, Beziehungen, Altersheimen und Anstalten, versuchen sie irgendwie zurechtzukommen. Mit schonungsloser Präzision erschafft Fleur Jaeggy ein Kaleidoskop aus subversiven Figuren, die eine Aura von Gewalt umgibt.

Fleur Jaeggy ist eine schweizerische und italienischsprachige Autorin, heute lebt sie weitgehend zurückgezogen in Mailand. Ihr weltweit gefeiertes Werk umfasst Romane, Erzählungen und Geschichten und wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a. dem Premio Bagutta, dem Premio Boccaccio und dem Premio Moravia. Weitere Titel im Suhrkamp Verlag sind *Ich bin der Bruder von XX* (2024) und *Die seligen Jahre der Züchtigung* (st5427).

Fleur Jaeggy

Die Angst vor dem Himmel

Erzählungen

Aus dem Italienischen von
Barbara Schaden

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1994 unter dem Titel
La paura del cielo
bei Adelphi Edizioni S.p.A, Milano.

Erste Auflage 2024
suhrkamp taschenbuch 5428
© 1994 Fleur Jaeggy
Für die deutschsprachige Ausgabe
© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Anzinger und Rasp, München
Umschlagfoto: Alice de Kruijs/plainpicture
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47428-0

www.suhrkamp.de

Die Angst vor dem Himmel

Ohne Schicksal

Unterdessen empfand sie Hass. Marie Anne war den ganzen Nachmittag damit beschäftigt gewesen, Pflanzen zu beschneiden, mehr als nötig. Sie gibt ihrer Wut nach. Die Sauberkeit an erster Stelle. Das Erdreich war weich, es hatte geregnet. Und es schien schmutzig. Ihr Garten war ein Hinterhof, die Sonne drang nicht in die Erde vor. Unschlüssig stockt die Hitze bei der Umfriedungsmauer. Nichts Besonderes, dieser Garten. Feucht. Winters war er weiß. Schmutzig weiß. Im Frühjahr war er noch schmutziger, Kälte und Moder wollten aus diesem Flecken Erde nicht weichen. Im Sommer verdorrt er. Und die Jahre vergingen. Marie Anne sitzt im Garten und stößt den Kinderwagen mit dem Fuß bis an die Mauer, dann zieht sie ihn am Seil wieder zu sich. So hatte die Kleine ein wenig Bewegung.

Das Kind sah sich stumpfsinnig um. Marie Anne hatte sie gehasst, seit sie auf der Welt war. Zwischen hundert Neugeborenen war sie aufgetaucht, ein kleines Schild daran, und das war dann ihre Tochter. Normal. Sie war nicht blind, sie hörte gut. Ihre Freundin Johanna wollte sie haben, die Kleine. Sie ist ein Mischling. »Wieso gibst du sie nicht mir, wenn du sie nicht magst?« Sehr beharrlich war Johanna gewesen. Und auch die Herrschaft, bei der Johanna diente – als Zimmermädchen –, hätte die Kleine gewollt. Wenn sie dir

nicht gefällt, gib sie uns. Wir werden sie adoptieren. Marie Anne hatte sich das schöne Haus von Johanne Dienstherren angesehen. Und den schönen Garten. Die weißen Korbsessel, elegant und unbequem. Sie zeigten ihr sogar das Zimmer für die Kleine, ein Zimmer, das auf den Garten hinausging. Mit einem Bettchen wie aus Erdbeereis und Schlagsahne. Auch Spielsachen gab es, in einem anderen Zimmer. Die Spielsachen, die dem toten Mädchen von Johanne Herrschaft gehört hatten. Niemand hatte sie mehr angefasst. Manchmal ließ die Mutter abends das kleine Pferd hin- und herschaukeln. Man kann nicht mit dem Spielzeug von Toten spielen, das sagte der Mann. Ein vernünftiger Mensch, er hätte selbst gern mit den Puppen seiner toten Tochter gespielt. Die Puppen lachten über dieses Paar, dem es nicht gelang, das Mädchen zu vergessen. Sie waren immer noch unversehrte. Das Mädchen hatte nicht die Zeit gehabt, ihre Gesichter zu zerschlagen, die Beine oder einen Arm auszureißen. Das bekümmerte die gnädige Frau: der mangelnde Verschleiß, so dass sie nichts reparieren konnte. Verfrühte Spielsachen. Auch die Puppenkleider waren intakt. Gebügelt. Und die Haare. Lauter kleine weiche Perücken in Schachteln. Blonde, schwarze, auch gelockte, wie Johanne Haar. Das Mädchen hatte sie nie gekämmt. Vielleicht tut sie es jetzt. In ihrem frivolen Grab kämmt sie Haare, unermüdlich wie die Loreley. So stellt die gnädige Frau es sich vor. Aber der Mann sagt, das sei unmöglich und sie solle so etwas nicht denken. Was

im Grunde auch er dachte. Im Grab wuchs sein Mädchen heran, jetzt wäre sie fünf geworden. Und dass es ein Häufchen Staub war, das war ihm gleichgültig. Sie würden keine Kinder mehr bekommen. Und jetzt empfand er große Befriedigung, dass er Marie Anne das Zimmer seiner Tochter zeigen konnte. Marie Anne betrachtete alles, starrsinnig und verblüfft. Sie sprach ihr Lob aus und fand sich großmütig, sie meinte, es müsse der gnädigen Frau eine Freude machen, wenn jemand ihr sagte, wie schön sie das Zimmer ihrer toten Tochter ausstaffiert hatte. Auf der Tapete rote Kirschen und weiße Iris mit Blättern. Auch ein Tischchen mit Spiegel stand da; darin hätte das Mädchen sich betrachten sollen, während Johanna ihr die Haare flocht. Alles war so eingerichtet, als wäre sie bereits ein junges Fräulein. Im Schrank hingen noch die Kleider des Mädchens. Alle rosa. Unten standen die Schuhe, bereit zu laufen. Manche waren weiß. Andere aus blauem Kalbsleder. Im oberen Fach lagen kleine Strohhüte. Es war Sommer. Johanna litt so sehr unter der Hitze, dass sie nicht mehr arbeiten konnte. Abends vor dem Schlafengehen stand sie mit gespreizten Beinen vor dem Fenster. Auch die Wiese schwitzte. Aus der Ferne drangen Stimmen, und auch sie schienen schweißüberströmt. Der Himmel war farblos. Wenn es sehr heiß ist, sieht er aus wie ein verseuchtes Laken, und in dem verseuchten Laken erblickte sie böse Vorzeichen. Aber dann fiel sie fast augenblicklich in einen schweren Schlaf. Ihr Leben gefiel ihr nicht besonders. Marie Anne sagte, das sei des-

halb, weil sie die Männer nicht mochte. Johanna wollte nichts anderes als den Fußboden schrubben, Stunde um Stunde, mit gekrümmtem Rücken, und dann schlafen. Sie sah noch gut aus. Es gab nichts, was ihr wirklich Vergnügen machte. Vielleicht lag es an ihrer Herrschaft. Weil sie beide trauerten und ihre Trauer verheimlichten. Wenn Johanna sie bei Tisch bedient, heucheln sie Fröhlichkeit. Man braucht nicht zu lachen, um so zu tun, als sei man nicht traurig, dachte sie. Sie waren nie ausgelassen. Ihr Lachen ist pädagogisch. Wenn sie, Johanna, lacht, dann aus vollem Hals. Als Marie Annes Kind zur Welt kam, lachte sie vor Freude. Alle in der Klinik hörten sie. Aber Johanna war nicht Marie Annes Ehemann. Obwohl sie einmal miteinander im Bett gewesen waren. Johanna konnte Marie Anne kein Kind machen. Vielleicht war alles passiert, nachdem Marie Anne mit Johanna im Bett gewesen war. Gegen Morgengrauen verließ sie das Haus und ging spazieren. Und neun Monate später lachte Johanna im Krankenhaus. Neun Monate waren vergangen. Sie fühlte sich als der Vater. Als Marie Anne sagte: »Ich will sie nicht, nehmt sie fort«, lag das Kind in ihren Armen, wohin eine Schwester es gelegt hatte. Johanna war daraufhin auf die Idee gekommen, Mutter und Vater zugleich zu sein. »Gib sie mir, gib mir das Mädchen«, hatte sie immer wieder gedrängt. Und jetzt drängte auch ihre Herrschaft und ließ nicht nach. Johanna begriff, dass die Herrschaft die Oberhand gewinnen würde. Das Mädchen würde eine reiche und

ehrbare Tochter werden und Johanna ihre Zofe, wie sie es für das tote Mädchen gewesen war. Marie Anne sieht sich um und findet das Zimmer nach ihrem Geschmack. »Sicher«, sagte sie, »es wäre das Richtige für mein Mädchen.« Und dachte dabei an das Zimmer, in dem ihre Tochter schlief, das beengt und fensterlos war. Aber wenn man die Tür offen ließ, fiel durch das Küchenfenster ein wenig graues Licht herein. Johanna hatte ihr die Wiege, die Hemdchen und alles andere geschenkt. Johanna betrat die Geschäfte und fragte nach Wäsche für ihre Tochter: »Denn wissen Sie, ich habe vor ein paar Tagen ein Kind bekommen«, erzählte sie. Die Verkäuferinnen machten ihr Komplimente und beglückwünschten sie. Sie kaufte nur erstklassige Ware und kehrte stolz zu Marie Anne zurück, die den ganzen Tag damit zubrachte, in ihrem Garten Pflanzen zu beschneiden – und zu fluchen.

Johanna hatte Angst vor dem Himmel, wenn sie diese Verwünschungen hörte. Sie drückte die Kleine an sich. Um sie vor dem Himmel zu verstecken. Johannas Herrschaft lud Marie Anne häufig ein. Sie wurde zum Essen gebeten und benahm sich beinahe wie eine Dame. Sie beobachtete, wie die gnädige Frau sich bediente, und tat es ihr gleich. Liebenswürdig lächelte sie den Gatten der gnädigen Frau an, erzählte ein wenig von sich und verschwieg das Schlimmste. Johanna hatte ihr auch Abendkleider geschenkt. Schwarze, gut geschnittene Kleider. Eines Tages schenkte der Gatte der gnädigen Frau ihr eine Perlenschnur, und an einem

anderen Tag erhielt sie von der gnädigen Frau ein goldenes Armband mit einem Diamanten. Lauter Dinge, die dem toten Mädchen hätten gehören sollen. Aber jetzt musste man die Mutter eines Mädchens schmücken, das lebte und ihre eigene Tochter werden könnte. Denn es sah ja so aus, als würde Marie Anne ihre Kleine abtreten. Die im Garten im Kinderwagen lag, mit einem Tritt angeschoben und mit einer Schnur zurückgeholt wurde. Das Mädchen konnte sich gar nicht vorstellen, welch strahlende Zukunft sie erwartete. Ihre stillen Augen waren, schien es, ins Leere gerichtet, unerträglich. Es war noch zu früh. Wahrscheinlich. In diesem Alter denkt man noch nicht an sein Schicksal.

Weitere Monate vergingen. Marie Anne wurde mit immer mehr Geschmeide behängt. Johanna sagte jetzt nicht mehr: »Gib mir deine Kleine.« Diese Kleine war inzwischen ihrer Herrschaft versprochen. Sie sah zu, wie die Herrschaft Marie Anne umarmte, mit Tränen in den Augen. Zu dritt betraten sie das Zimmer mit den Spielsachen, hockten sich nieder und begannen zu spielen. Marie Anne saß rittlings auf dem Rücken des Gatten, und die gnädige Frau stand lachend daneben, eine Puppe in der Hand wie eine Hellebarde. Johanna brachte ihnen zu trinken. Sie feierten. Sie stülpten die Perücken über die Gläser. In dieser Nacht waren die Spielsachen kein Totenkult mehr, sondern Puppen, die man mit sanfter Freude ausweiden, zerstören konnte. Sie zogen sie an und aus, auch die gnädige Frau legte ihr Kleid ab. Sie spielten Glückliche. Das Glück war

schneidend wie eine glühende Klinge. Sie drückten einander die Hände, um den Pakt zu besiegeln. In Marie Annes Blick stand Triumph. Sie gab ihr Ehrenwort. Den Herrschaften ins Angesicht. Es war ein Frühlingstag, und es war spät geworden. Marie Anne war nicht gewohnt, so viel zu reden, sich so lange aufzuhalten. Für sie war Fluchen der Anfang des Wortes. Und der Schöpfung. Jetzt hat Marie Anne ein Versprechen gegeben. »Mein Mädchen wird Ihnen gehören.«

Das Pferdchen schaukelte noch im Morgengrauen. Johanna versicherte, es habe tagelang geschaukelt. Die Puppen hingegen saßen reglos und starrten es an.

Zu Hause ging Marie zu ihrem Kind. Es schlief. Sie betrachtete es lange. Am anderen Morgen trug sie es in den lehmigen Garten hinaus, in dem es nichts mehr zu beschneiden gab. Marie Anne hielt die Schere in der Hand und wusste nicht, gegen wen sie sie richten sollte. Sie sah ihr Kind an. Es wird kein schönes Schicksal haben. Ich werde es nicht diesen Herrschaften überlassen. Es wird kein schönes Zuhause haben. Weshalb sollte diese Kleine, die sie hasst, ein besseres Leben haben? Sie schrieb einen Brief an Johannas Herrschaft. »Ich habe es mir anders überlegt. Es war ein Scherz.« Grüße. Die gnädige Frau erhängte sich fünf Minuten später. Wie das Pferdchen schaukelte ihr Körper hin und her.

Das Mädchen ist herangewachsen. Marie Anne hasst sie. Gestern ist sie mit ihrer Tochter an der Villa der Herrschaften vorbeigegangen und hat ihr alles erzählt. Sie war diesem Haus versprochen. Das Mädchen

ist jetzt fünfzehn und geht oft an dem Haus vorbei. Die Leute sagen, sie sei ein bisschen stumpfsinnig. Aber das stimmt nicht. Sie sieht sich nur ihr Schicksal an. Genauer gesagt, sie sieht sich an, wo ihr Schicksal vorübergegangen ist.

Eine Ehefrau

Es war eine wohlbeschaffene Ehe. Die Rueggs lebten auf dem Land, sie besaßen eine Viehzucht. Gretel war eine besonnene Frau. Mag sein, dass sie in jungen Jahren, ehe sie heiratete, eine gewisse Neugier auf die Welt empfunden hatte, die freilich bald verebbte. Im Lauf der Zeit war sie ihr abhandengekommen. Da war das Vieh, vor allem anderen, dann kamen drei Mädchen zur Welt. Alle zwei Jahre eines. Pünktlich. Mit fünf- unddreißig war Gretel eine stolze Mutter. Die Tiere warfen, und auch sie hatte geboren. Aber während das Vieh gleichgültig gegen sein Schicksal schien, fürchtete Gretel sich davor. Ein Schatten hatte sich auf sie gelegt und peinigte sie, das Glück war dahin. Beim Anblick der Mädchen in der Wiege hatte der Mann sich die starken und breiten Hände vors Gesicht geschlagen. »Das ist ein Fluch«, hatte er gerufen, und auch beim dritten Mal: »Das ist ein Fluch!« Alle hörten seine Verwünschungen, die Arbeiter, das Vieh und das Land. Wie ein unheilkündender Wind, der das dürre Gestrüpp zu Kronen verweht, trug die Stimme des Fluchenden bis zur tschechischen Grenze. Es war die Stimme von Otto Karl Ruegg.

Die Landschaft gab keine Antwort auf seine Verwünschungen, die Stimme irrte über die Ebene und verstummte. Das Vieh zuckte mit den Ohren, gereizt

von dem Schrei. Eine alte Magd, die noch Ottos Vater gedient hatte, lächelte, nicht mit dem Mund, sondern mit den Augen. Es war ein merkwürdiges Aufblitzen, das ihre vertrocknete Haut belebte und ihr eine unerwartete Leidenschaft verlieh. Sie sprach Ottos Gattin als »gnädige Frau« an. Vom ersten Tag an hatte sie eine Abneigung gegen sie empfunden. Sie war weiß gekleidet, eine üppige, aufgeputzte Bäuerin mit milchiger Haut, Blumen und Nadeln im Haar. Die Schleppe gleitet über die frisch gedüngte Erde. Die Herrschaften tanzten. Auch die Burschen tanzten, und sie, die treue Magd, saß auf einer Holzbank. Zu dem Anlass trug sie ein Kleid, das Ottos Mutter ihr geschenkt hatte und das ihr bis auf die Knöchel reichte. Die Füße in den schwarzen Schuhen mit Schleifen standen ordentlich nebeneinander. Die Arme hielt sie verschränkt. Die Arme hielt sie doppelt verschränkt.

Gegen Abend half sie der Gnädigen beim Auskleiden. Das Brautzimmer war voller Blumen und roch abscheulich. Durch das Fenster sah man den Viehpferch und die Ebene. Die alte Magd nahm das Brautkleid und trug es fort und presste die eitle und verdorbene Spitze fest an sich.

Sie könne sie Gretel nennen, sagte die Gnädige. Und wenn die Alte erlaube, könnten sie einander duzen. Sie faltete die Hände, hungerissen von ihrer Ehe. Sie hatte so viel Glück! Gretel wollte die alte Magd umarmen. Sie stand mit gefalteten Händen, vielleicht wagte die Magd nicht, sie zu duzen, doch Gretel flehte, besorgt und se-

lig. Otto habe ihr so viel von ihr erzählt. Die Alte musterte sie ungerührt.

Von der vorhergehenden Generation hat sie in diesem Haus Befehle erhalten, aber niemals eine Seligkeit mit der Herrschaft geteilt. Um Glück und Seligkeit wurde damals nicht viel Aufhebens gemacht. Zum Gehorsam gegenüber der Herrschaft gehörte auch die Pflicht, sich mit ihr zu freuen, wenn es dazu einen Anlass gab, und sie hatte sich ein paarmal gefreut. Als Otto Karl, der erste und letzte Sohn, zur Welt kam. Sie hatte sich über das erste und letzte Kind gefreut. Die Mutter starb bei der Geburt. Und die Alte wurde zum Schatten der Verstorbenen. Wenn die Toten unbefriedigte Wünsche hinterlassen, dürfen die Schatten sich ihrer bemächtigen. Sie selbst sorgte dafür, die besten Brüste im Land zu finden, damit Otto Karl gestillt würde.

Die Jungvermählten brachen zur Hochzeitsreise auf. Die Alte entfernte alle Blumen aus dem Zimmer, warf sie auf einen Karren und fuhr sie zum Friedhof. »Das sind die Blumen von der Frau deines Sohnes, mach damit, was du willst.«

Blumen bleibt nur, zu verfaulen, nicht anders als den Menschen. Mit den Menschen wetteifernd, haben die Blumen es eilig, vergessener Staub zu werden, dachte die Alte. Die Toten wissen schon, was sie mit den abgelegten Blumen auf den Grabsteinen anfangen sollen. Sie verstehen es, ihren Spender zu belohnen. Sie wissen sich für die Gaben zu rächen. Sofern sie ihnen nicht willkommen sind. Über ein nutzloses Gebet können

sie sich freuen. Oder über ein Bedauern. Nichts hat so viel Macht und Kraft wie das, was vergeblich ist.

Vor dem Grabstein stehend, hielt die Magd ihre Gedanken an Zügeln aus Seil und meinte, auf einem Pferd zu sitzen. Sie ritt nach Böhmen, woher ihre Vorfahren stammten, ein Jagdhund und ihre Amme. Und der Wind. Lange, eisige Winter und die fatale Geometrie des Weiß. Senkrechte Linien ragten auf wie die Überreste von Kreuzen und krümmten sich alle zugleich, sobald der Wind seinen Sinn änderte. Der Wind biegt die Kreuze. Es gab Stürme, Schlamm und Sümpfe, als verzauberte eine laue, schwefelhaltige Brise die Verirrten.

Dann setzte die Magd sich auf den Stein und beschrieb die Braut. Sie lobte ihre Schönheit und ihre Haltung. Sie pries ihre Hüften und ihren Bauch, die Güte der Haare und der Zähne. Sie senkte die Lider. Mit den Händen erläuterte sie Gretels Aussehen, das sich ihrem Blick tief eingepägt hatte. Ihre Gesten waren flink wie die einer Taubstummen. Am Ende legte sie das Bild, das sie heraufbeschworen hatte, auf dem Grabstein nieder. Wolken verdunkelten den Himmel, und ein Vorübergehender wäre vielleicht auf den Gedanken gekommen, jemand habe eine Tonfigur hier vergessen. Sie verabschiedete sich von der Herrin, der Frau, die sie kaum gekannt hatte. Sie war so jung gewesen, war nur ins Haus gekommen, um ein Kind abzu legen, mehr verlangte sie nicht. Sie waren erst kurz verheiratet gewesen, sie hatte nicht diesen überschwäng-

lichen Jubel zur Schau getragen, diese Krankheit, die das Glück ist. Sanftmütig breitete sie ihre Hoffnungen aus. Und die Magd spannte das Laken.

Die Hochzeitsreise der Eheleute Ruegg dauerte nur wenige Tage. Otto Karl war unruhig, er hätte schon nach der ersten Nacht heimkehren wollen. Die Gattin neben sich im Bett, hielt er die Umarmungen für ein Zeichen von Faulheit. Seine Frau schlief jetzt, er legte seine Hand auf ihren Nacken, in den er kurz zuvor gebissen hatte. Er schmiedete Pläne. Er wollte ein Schlachthaus.

Am nächsten Morgen brachte man ihnen das Frühstück ans Bett. Es war ein üppiges *petit déjeuner* mit einem Blumenstrauß, Käse, *scrambled eggs*, *cervelas* und *cake*. Es war im Zimmerpreis inbegriffen, für Hochzeitsreisende alles inbegriffen. Und falls es dem Paar nicht reichte, konnte man nach Belieben und ohne Aufschlag nachbestellen. Das Ganze sollte sieben Tage dauern. So viel essen, wie man wollte. Die Tage für das Paar im Voraus verplant. Er setzte seiner Frau die Vorteile eines Schlachthauses auseinander. Er konnte es sich leisten. Es war für die Zukunft, für seine Söhne. Für ihre Kinder, gezeugt in einem dieser Hotelzimmer für hochzeitsreisende Paare, die nichts anderes zu tun haben. In den großen Kühlschränken in der Küche lagern die Portionen für die Paare, sie halten sich lange frisch. Es sind fast nur deutsche Paare. Jeden Abend gab es ein anderes, exotisches Menü, begleitet von der authentischen Musik des jeweiligen Herkunftslandes.